5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung Hallische Nachrichten

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 235 — Halle, Sonntag den 25. August — 1918

Die Schlacht im Westen tobt weiter.

Neue englische und französische Angriffe gescheitert.

(W. T. B.) Berlin, 24. August, abends. (Amtlich.) Kampf zwischen Scarpe und Somme. Englische Angriffe südöstlich von Arras und gegen Bapaume sind gescheitert. Südwestlich Bapaume gewann der Feind östlich von Thiepval Boden. Mehrfache englische Angriffe von östlich Albert bis zur Somme brachen verlustreich zusammen. Zwischen Ailette und Aisne wurden Angriffe der Franzosen abgewiesen.

Die unerschütterliche deutsche Front.

Die große Schlacht in Frankreich nimmt ihren Fortgang. Trotz der Niederlage des Vortages haben Engländer und Franzosen am 23. August mit frischen Kräften die die Entscheidung suchende Offensive fortgesetzt. Durch stärksten zangenartigen Druck zwischen Arras und Chaulnes sowie zwischen Ailette und Aisne benützten sie sich, die deutsche Front von Arras bis Soissons zum Einsitzen zu bringen. Auch die Opfer dieses Tages hat der Feind vergeblich gebracht und seine Kampfkraft erneut geschwächt. An der über 45 Kilometer breiten englischen Kampffront von südöstlich Arras bis südlich der Römerstraße dauerten die Kämpfe bis in die Nacht hinein an. Die von der elastischen deutschen Verteidigung geführten Gegenstöße hatten volle Erfolg und fügten dem Feinde, besonders beiderseits der Römerstraße, schwere Verluste zu. Auch der französische Angriff zwischen Ailette und Aisne brach ohne den geringsten Gewinn zu wiederholten Malen blutig zusammen. Mit der Fortsetzung der Kämpfe ist zu rechnen.

„Kein Durchbruch beabsichtigt".

ek. Paris, 24. August. Von der Front wird gemeldet: Die verzweifelten Anstrengungen der Alliierten, den Durchbruch und damit die Entscheidung zu erzwingen, nähern sich ihrem Höhepunkt. Die Erwartungen, die auf den kombinierten Angriff der Generale Mangin und Lyng gesetzt wurden, haben sich nicht erfüllt. Kriegsberichterstatter und Militärkritiker erklären im Gegensatz zu ihren früheren Behauptungen, daß kein Durchbruch beabsichtigt sei. Im „Petit Journal" gibt Oberstleutnant Thomasson zu, daß die Behauptung von deutscher Seite, die deutsche Front stehe noch immer ungebrochen da, den Tatsachen entspreche. Der Militärkritiker versucht die Bevölkerung auf die Zukunft zu vertrösten und die Entscheidungsschlacht für später in Aussicht zu stellen.

Haag, 24. August. Die französischen Militärkritiker verbrämen ihre Betrachtungen über die Kriegslage im Westen mit Uebertreibungen der deutschen Rückschläge. Während die Engländer die wahre Sachlage schildern, kennen die offiziösen Berichterstatter des „Temps" und „Matin" keine Grenzen. Sie verfolgen damit den Zweck, die öffentliche Meinung auf Fortsetzung der Offensive unter den schwierigsten Verhältnissen vorzubereiten. Die blutigen Verluste der Franko-Amerikaner verteilen sich auf Humberts Heeresgruppe an der Oise und auf General Manglins 10. Armeekorps. Die Angriffe vom 18. und 19. August verliefen nach Londoner Berichten unglücklich für die französischen Anführer. Der Menscheneinsatz war außerordentlich hoch, weil man die deutsche Aisne-Front und die Oise-Stellungen durchbohren wollte. Der ganze Angriff blieb stecken. (Lok.-Anz.)

Ein siegreiches Gefecht der deutschen Kolonialtruppen.

(W. T. B.) Berlin, 24. August. Bei dem Kampfe zwischen einer deutschen und einer portugiesisch-englischen Abteilung im Bezirk Quelimane in Ostafrika, nach dem sich die Deutschen in das Innere des Landes zurückzogen, gerieten, wie die Lissabonner Zeitung „O Seculo" vom 3. August berichtet, 20 portugiesische Offiziere in deutsche Gefangenschaft. Die Einbuße an Gefangenen muß nach dieser verhältnismäßig beträchtlichen Anzahl gefangener Offiziere für die Engländer und Portugiesen sehr beträchtlich gewesen sein.

U-Boot-Beute.

(W. T. B.) Berlin, 24. August. (Amtlich.) An der Ostküste Englands versenkten unsere U-Boote außer mehreren kleinen Fahrzeugen vier Dampfer, zum Teil aus Geleitzügen heraus, insgesamt 15 000 B.-R.-T.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Drei amerikanische Dampfer versenkt.

(W. T. B.) Washington, 24. August. Reuter meldet amtlich: Die amerikanischen Dampfer „Lake Edon", „West Bridge" und „Cubara" wurden in ausländischen Gewässern am 21., 16. und 9. August von deutschen U-Booten versenkt.

(W. T. B.) Haag, 24. August. Das Korr.-Bureau erfährt: Die heute nach England ausgefahrenen Hospitalschiffe „Zeeland" und „Sindoro" meldeten drahtlos, daß sie ihre Reise unterbrechen mußten, um die Besatzungen von vier in Grund gebohrten Fischerfahrzeugen aus Kattwijk aufzunehmen. Alle Mannschaften der vier Fahrzeuge wurden gerettet.

(W. T. B.) Washington, 24. August. Reuter meldet amtlich: Durch eine zufällige Explosion einer Unterwasserbombe an Bord des amerikanischen Dampfers „Origaba" am 14. August wurden vier Personen getötet und 19 verwundet. Das Schiff erlitt keinen Schaden.

Die Kämpfe im Dongebiet.

(W. T. B.) Kiew, 23. August. „Kiewskaja Mysl" meldet: Die Donkosaken drangen im nördlichen Dongebiet ins Saratowsche Gouvernement ein und erreichten die Eisenbahnlinien Tambow—Ramonschin. Außerdem wurde das Wolgaufer nördlich von Zarizyn besetzt.

In den von den Kosaken besetzten Gebieten des Saratowschen und des Woroneschschen Gouvernements werden laut Ukrain. Tel.-Ag. die früheren Regierungsbehörden und die Selbstverwaltungsorgane wiederhergestellt.

Die Kämpfe im fernen Osten.

(W. T. B.) London, 22. August. Reuter erfährt an maßgebender Stelle: Der Rückzug der Tschecho-Slowaken am Ussuri zieht ihre Verbindungen nicht in Mitleidenschaft und wird nicht als ein ernst zu nehmender Schlag aufgefaßt. Andererseits ist heute eine bis jetzt noch unbestätigte Meldung eingelaufen, wonach die Tschechen Wersehns-Udinsk, die erste große Stadt im Osten des Baikalsees, eingenommen haben. Falls dies wahr ist, würde es von Wichtigkeit sein, da es bedeuten würde, daß die Eisenbahntunnels im Süden des Sees in den Händen der Tschechen sind.

(W. T. B.) Amsterdam, 23. August. Wie das „Algemeen Handelsblad" aus London erfährt, wird nach Berichten aus Tokio amtlich aus Wladiwostok gemeldet: Eine feindliche Abteilung griff General Kalmikoffs Truppen an und wurde abgeschlagen. 8000 Mann feindliche Truppen befinden sich bei Usporka und Bimakow gegenüber den vereinigten Truppen der Alliierten. Sie haben Maschinengewehre auf Schiffen am Ussuri (?) aufgestellt. Die Truppen des Feindes längs der Amur zählen 19 000 Mann und im Baikalgebiet 18 000 Mann.

Eine gegenrevolutionäre Verschwörung in Moskau aufgedeckt.

(W. T. B.) Moskau, 24. August. „Iswestija" berichtet über die Aufdeckung einer großen Verschwörung in Moskau. Danach hatten die Moskauer Gegenrevolutionäre schon lange die Absicht, einen bewaffneten Aufstand hervorzurufen, um die Entsendung von Truppen an die tschechisch-slowakische Front zu verhindern. Die Organisation stand mit General Alexejew in enger Verbindung und wurde durch dessen Instruktionen geleitet. Der Aufstand war anfänglich für den 2. August geplant, wurde jedoch durch die plötzliche Registrierung der Offiziere und durch die Verfügung über die strategische Bevölkerung zahlreicher Wohnungen vereitelt. Bei den verhafteten Weißgardisten wurde ein genau ausgearbeiteter Plan des bewaffneten Aufstandes gefunden. In erster Linie sollten die Gebäude der außerordentlichen Kommission und das Arsenal besetzt, sodann gegen den Kreml das Feuer eröffnet werden. Das gesamte Stadtgebiet war in Bezirke eingeteilt mit Vermerk derjenigen Häuser, wo Maschinengewehre aufgestellt werden sollten. Auch auf den Kirchen und den Dachböden hoher Häuser sollten Maschinengewehre, sogar Geschütze postiert werden, die zur Beschießung des Kreml bestimmt waren, so auf dem Turm der Allerheiligenkirche, auf der Nikolaikirche, dem Findelhause und der Tuchfabrik. Acht Führer der Organisation wurden verhaftet und erschossen, darunter der Hauptleiter der Organisation Poljanshi und der ehemalige Kommandeur des 86. Schützenregiments Astawjew. Die Organisation bestand aus einzelnen Gruppen zu 10 Mann, so daß kein Mitglied mehr als 10 Zeilnehmer kannte. Die Mittel wurden von der Entente in großem Umfang gemährt, so daß Gehälter bis zu 500 Rubel monatlich gezahlt wurden. Die außerordentliche Kommission hat nunmehr in allen einzelnen Stadtbezirken Unterkommissionen eingesetzt. In allen Gouvernements- und Bezirksstädten, selbst in einzelnen Landkreisen wurden außerordentliche Kommissionen organisiert.

Die Städte berichten ferner über Aufstandsversuche in den Gouvernements Wologda, Wladimir, Pjatsa und Orel, die blutig unterdrückt wurden. In Livnii (Gouv. Orel) hatten die Rotetruppen starke Verluste. Ferner wurden über 300 Weißgardisten getötet. In Petersburg wurden 20 Mann erschossen, darunter Offiziere des in Krasnoje Sselo stehenden Regiments sowie drei der Beschwichtigkeit überführte Kommissare der aufgelösten Kommission. Ein Leitartikel der „Prawda" fordert Gefangensetzung der gesamten Bourgeoisie.

Schreckensherrschaft in Petersburg.

Bern, 24. August. Das „Berner Tagblatt" meldet über Stockholm aus Petersburg: Hier nimmt das Schreckensregiment immer grauenhaftere Formen an. Seit dem 1. August wurden in Petersburg 30 000 Verhaftungen vorgenommen, teils in Offizierkreisen, teils im Bürgerstande. Ueber das Schicksal der Verhafteten, die teilweise im summarischen Verfahren gerichtet wurden, ist man im Unklaren. (Lok.-Anz.)

Ein Mörder des Zaren erschossen.

(T. U.) Stockholm, 24. August. Einer der Mörder des Zaren, der Arbeiter Bielobrodow, ist, als er sich auf den Straßen Jekaterinenburgs zeigte, nachdem er sich lange versteckt gehalten hatte, von der wütenden Menge erschossen und dann in Stücke gerissen worden. Die beiden anderen Mörder Abrejkow und Jaholow sitzen im Gefängnis.

Französische Zensur in Rußland.

Zürich, 24. August. Die „Züricher Morgenzeitung" erfährt aus eingeweihter russischer Quelle: Verschiedene Angestellte der russischen Telegraphenbehörden in Petersburg stehen in französischem Solde. Das gleiche ist auch bei der Petersburger Radiostation der Fall. Aus diesem Grunde gehen der Petersburger Presse nur solche telegraphischen Nachrichten zu, welche diese Art französischer Zensur passiert haben. Der Sowjetregierung scheint von solchen Machenschaften nichts bekannt zu sein. (Lok.-Anz.)

Türkisch-ukrainischer Friedensschluß.

(W. T. B.) Wien, 23. August. Gestern fand in der hiesigen türkischen Botschaft der Austausch der Ratifikationsurkunden des Brest-Litowsker Friedensvertrages zwischen der Türkei und der Ukraine statt.

Zur polnischen Frage.

(W. T. B.) Wien, 24. August. Gegenüber einem Mitarbeiter der „N. Freien Presse" erklärte Prinz Janusz Radziwill u. a.: Es handelt sich um die schwierige Aufgabe, die drei beteiligten Länder Oesterreich-Ungarn, Deutschland und Polen zusammen und auf eine gemeinsame Linie zu bringen. Dieser Aufgabe waren meine Besuche im deutschen Großen Hauptquartier und in Wien gewidmet. Beide Besuche ergänzten sich und waren von vornherein beabsichtigt. Meine Freunde und ich gehen und her Hoffnung hin, daß die gemeinsame Beratung aller drei Beteiligten jetzt als in die Wege geleitet gelten kann.

Wie die „N. Freie Presse" von Persönlichkeiten aus Kongreßpolen erfährt, hätten die Polen sowohl in Berlin wie in Wien folgende Bedingungen bekanntgegeben: Die Integrität Kongreßpolens, die Integrität Galiziens, eine direkte Grenze zwischen Polen und Rußland, Zugang Polens zum Meer. In diesen Kreisen wird jedoch wiederholt, alle vernünftigen Polen wüßten, daß die Tatsache, daß die Polen durch die Siege und Blutopfer der Mittelmächte befreit wurden, auch den Forderungen der Polen gewisse Grenzen vorschreibe.

Die Korruption unter Bratianu.

(W. T. B.) Bukarest, 23. August. Aus Jassy wird gemeldet: Die rumänische Kammer nahm gestern die Gesetzesvorlage an, laut der die Organisation der Bodenkreditanstalten geändert werden soll. Ministerpräsident Marginloman erklärte: Die Vorlage stellt einen Teil der von der Regierung übernommenen Verpflichtungen dar, die darauf hinzielen, die Bodenkreditanstalten und die Nationalbank dem Einfluß der politischen Parteien zu entziehen. Die Bodenkreditanstalten sowie die Nationalbank befanden sich fast ausschließlich in der Hand der Familie Bratianu und von Anhängern der liberalen Partei. Diese größten Bankinstitute des Landes ermöglichten es der liberalen Partei, die Großgrundbesitzer sowie die Eigentümer städtischer Liegenschaften zu terrorisieren. Während ein Liberaler auf sein Gut oder Grundstück mit Leichtigkeit Hypotheken, die in keinem Verhältnis zum Werte desselben standen, erhalten konnte, wurde es den politischen Gegnern fast unmöglich gemacht, irgendeine Hypothek aufzunehmen.

Zur Rede des Prinzen Max von Baden.

h. Haag, 24. August. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Nieuwe Courant" ist der Meinung, daß von allen Reden, die in jüngster Zeit gehalten wurden, die des Prinzen Max von Baden die wichtigste sei. Das Blatt nennt den Prinzen einen mutigen Kämpfer für die Rechte des Volkes und für eine wahre und aufrichtige Demokratie. Von ihm könne man erwarten, daß er darauf sehe, daß Deutschland, das in Kriegszeiten sich auf die Opferfreudigkeit und das Vertrauen des Volkes stütze, auch in Friedenszeiten nur dann groß sein könne, wenn der Staat durch gemeinschaftliches Volksleben getragen werde.

Cecils Antwort an Solf.

Lord Robert Cecil, der englische Blockademinister, läßt durch Reuter eine Antwort auf Solfs Rede verbreiten. Er findet zunächst in ihr einen ganz anderen Ton angeschlagen, als man bisher aus Deutschland vernommen habe, und würde ihn als einen ersten Schritt auf dem Wege der Rückkehr zur gesunden Vernunft begrüßen — falls dieser Ton tatsächlich echt sei. Solfs Aeußerungen über Belgien könnten befriedigen, wenn sie nicht auch auf die letzte Erklärung des Reichskanzlers über Belgien Bezug genommen hätten. Außerdem vermisse er die Zusicherung, Belgien wiederherzustellen und Bürgschaften für die Zukunft leisten zu wollen. Cecil fährt fort: „Die Aeußerungen des Ministers über den Frieden von Brest-Litowsk wollen mir unrichtig erscheinen. Tatsächlich sagt Solf, daß der Vertrag zeitlich begrenzt sei, dazu bestimmt, einen unabhängigen Staat auf der Grundlinie der Nationalitäten aufzurichten. Es ist dies das erstemal, daß gesagt wird, daß der Vertrag von Brest-Litowsk zeitlich sei. Es ist aber zu berücksichtigen, daß es nicht die höhere deutsche Politik ist, einen wirklich unabhängigen Staat zu schaffen." Was die Zukunft der deutschen Kolonien betrifft, so bleibt Cecil dabei, daß die Art der Verwaltung unserer Schutzgebiete uns jeden Anspruch auf Rückgewähr genommen habe, und verweist auf ein Blaubuch, das die englische Regierung demnächst über diesen Gegenstand herausgeben werde. Im übrigen bestreitet er, daß England die Annexion der deutschen Kolonien verlangt habe. Es habe — vorläufig — nur den Standpunkt eingenommen, daß es unmöglich sei, Deutschland die Verwaltung seiner Kolonien in Zukunft zu belassen. Zum Schluß stellt der britische Staatsmann das, was Dr. Solf über die Schrecken des Krieges geäußert hat, als eine neue Erscheinung hin, die er mit der angeblichen Wendung der Kriegslage in Zusammenhang bringt. Dieses plötzliche Gerede über Friedenswünsche beweise, wenn es ernsthaft sei, nur, daß Solf entweder plötzlich zu einer anderen Gesinnung bekehrt worden sei oder daß er unter seinen Landsleuten völlig allein dastehe. Lord Robert Cecil nimmt für sich in Anspruch, daß er ein entschlossener Verfechter des Friedens sei, „aber", fügt er hinzu, „ich bin selbst davon überzeugt, daß ein Frieden ohne Sieg, ohne die Anerkennung von seiten Deutschlands, daß es besiegt worden ist, nicht erzielt werden kann."

h. Haag, 24. August. (Eigene Drahtmeldung.) Die gesamte holländische Presse beschäftigt sich mit Cecils Erklärungen auf Solfs Rede. „Nieuwe Courant" hebt hervor, daß Cecil in seiner Erwiderung eine Höflichkeit zeige, wie sie sonst in England deutschen Politikern gegenüber in letzter Zeit nicht üblich gewesen sei. Aus vielen Stellen seiner Erklärungen erhalte man einen guten Eindruck, schon deshalb, weil er die elsaß-lothringische Frage nicht erwähnt habe. Man sehe aus Cecils Darlegungen, daß der Unterschied zwischen Deutschlands Angebot und den Wünschen der Entente wegen Belgiens kleiner geworden sei. Auch seien die Aeußerungen über Brest-Litowsk weniger hoffnungslos als in anderen britischen Urteilen.

Tschecho-slowakische Matrosen vor Gericht.

Wien, 24. August. Der Abgeordnete Dr. Soukup ist als Verteidiger tschecho-slowakischer Matrosen nach Cattaro abgereist. Die Hauptverhandlung gegen 50 Matrosen vor dem Kriegsgericht wird am 26. d. Mts. beginnen und dürfte längere Zeit dauern. (Lok.-Anz.)

D'Annunzios Revanceflug.

(T. U.) Amsterdam, 24. August. Aus dem italienischen Hauptquartier wird der „Times" vom 21. August gemeldet: Gabriele d'Annunzio, der den Flug nach Wien ausführte, hat eine gewagte persönliche Revanche für einen nächtlichen Angriff der Oesterreicher unternommen, bei dem eine feindliche Flugmaschine eine Bombe in einer Entfernung von 1 Meter von seinem Nachtquartier abwarf. Die Bombe explodierte nicht, aber infolge der Erschütterung hrangen alle Fenster. Am folgenden Tag stieg d'Annunzio mit einer neuen Art Landflugmaschine auf und flog ungefähr 100 Meilen weit bis nach Pola, wo er 14 Bomben auf das Arsenal niederwarf und dann nach seinem Flugplatz zurückkehrte. Er wird nun fortan den Dolch in der goldenen Scheide mit dem eisenbeinernen Griff tragen, welcher die Auszeichnung der Arditi der Sturmtrupps ist. Die acht Flieger, die an dem Flug nach Wien teilnahmen, erhielten den Namen „Sturmtrupps der Luft".

Caillaux' „Verbrechen".

p. Genf, 24. August. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Nouvelliste de Lyon" meldet aus Paris: Im Gefängnis Sants wurden in der Abteilung für politische Verbrecher sechs Zellen bereitgestellt. Man sieht hierin eine Bestätigung der Meldung, wonach Caillaux und seine Mitangeklagten, die jetzt als gemeine Verbrecher behandelt werden, nach der Abteilung für politische Verbrecher überführt werden sollen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191808256/fragment/page=0001

Deutschlands Kulturarbeit in China.

Von Generalsekretär Walter Zimmermann, z. Z. im Felde.

Angesichts der japanischen Durchdringung Chinas und der Teilnahme Japans an der Ententeunternehmung im fernen Osten dürfte es an der Zeit sein, einen kurzen Rückblick auf die deutsche Leistung in China bis zum Beginn des Krieges zu werfen.

China ist, was seine Naturschätze anbelangt, ein äußerst glückliches Land. Es hätte niemals eines Außenhandels bedurft, da alles, was seine Bevölkerung selbst bei hochentwickelter Kultur braucht, aus dem eigenen Boden gewonnen werden kann. Aus dieser wichtigen Tatsache erklärt es sich, daß es den Chinesen möglich war, ihre Jahrtausende alte Kultur von der Außenwelt abzuschließen.

Nur widerwillig hat China einzelne Hafenplätze den Fremden zur Betätigung geöffnet. Hier dürfen diese Niederlassungen gründen und gegen Entrichtung von Zöllen mit dem Hinterlande Handel treiben. Dieser Handel erstreckte sich zunächst fast ausschließlich auf den Ausfuhr von Tee und Seide, die 1868 93 Prozent der Gesamtausfuhr ausmachte. Außer dem berüchtigten Opium 1868: 90 Prozent der Gesamteinfuhr — gegen dessen Einfuhr aus Indien sich die chinesische Regierung verzweifelt wehrte, war der Bedarf an fremden Erzeugnissen ganz gering. Die fremden Kaufleute waren nur geduldet, man bedurfte ihrer nicht. Diese sichere geschlossene Wirtschaftsgemeinschaft beim Weltbandel hat naturgemäß der chinesischen Volkswirtschaft einen ganz besonderen Charakter gegeben, und obwohl sich im Laufe der Zeit die Verhältnisse wesentlich geändert haben, hat sich die Entfaltung des chinesischen Verkehrsmittel-, Nachrichten- und Geldwesens nur schwerfällig den weltwirtschaftlichen Bedürfnissen angepaßt. Zuerst fochten die Engländer in China seinen Krieg. Seit 1842 hatten sie Hongkong erworben, und die Zahl der Häfen, in denen die chinesische Regierung ihnen den Handel gestattete, wurde immer größer. 1861 schloß Preußen einen Vertrag mit China, der die Handels- und Schiffahrtsverhältnisse neben den politischen Beziehungen regelte. Aber erst nach der Reichsgründung wurden die deutsch-chinesischen Beziehungen reger. Zur selben Zeit rückte mit der Erschließung des Zweckmittels aus China verschiedenpolitisch näher an Europa heran. Die Erfolge des deutschen Kaufmanns in China beruhten in erster Linie auf einer gründlichen wissenschaftlichen Vorbereitung seiner Arbeit. Wiederholt wiesen Engländer darauf hin, daß ein großer Teil unserer Ostasien-Kaufleute im Gegensatz zu den in China tätigen Engländern die chinesische Sprache beherrsche. Für die Erkundung des Absatzmarktes der chinesischen Bevölkerung, für eine planmäßige Bearbeitung des Marktes wurde von deutscher Seite am meisten getan, und das Ergebnis der so allmählich erfolgten Anpassung des Bedarfs an die europäischen Waren kam im Laufe der Zeit auch den anderen Nationen zugute. In einem Lande wie China, wo alles zunächst auf moderne Erfahrungen und auf eine Methode ankam, zur Ausnutzung der großen wirtschaftlichen Möglichkeiten zu gelangen, das ein Gebiet von vier Millionen Quadratkilometern mit dreihundert Millionen Menschen umfaßt, mußte der deutschen Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft ein ganz besonderer Erfolg sichern. Im Bergbau, im Eisenbahn- und Postwesen, im Land- und Forstwirtschaft usw. haben Deutsche Pionierarbeit zum Besten des chinesischen Reiches geleistet. Und es ist verständlich, wenn das Vertrauen der sonst immer noch recht zurückhaltenden Pekinger Regierung gerade Deutschland gegenüber ganz besonders groß war, so daß Deutschlands Mitwirkung bei der Reorganisation von Verwaltung, Unterrichts- und Gesundheitswesen usw. gesucht und sehr geschätzt wurde. Ein Kaiserliches Edikt aus Peking setzte denn auch im Jahre 1899 die deutsche Sprache als wichtigen Lehrgegenstand für die höheren und mittleren Schulen fest. Der Deutsche war ein gern gesehener Gast, ebenso wie der Chinese, der zu Studienzwecken nach Deutschland kam, hier mit voller Sympathie aufgenommen wurde. Aber das Bild von Deutschlands Leistung in China wäre unvollständig, wenn man nicht der „Werke" von Kaiserlich-Tsingtau ansehen wollte. Tsingtau. Am 6. März 1898 wurde der deutsch-chinesische Vertrag über die Pachtung der Kiautschou-Bucht abgeschlossen worden. Deutschland wollte hier an einem Beispiel zeigen, mit welchen Mitteln China zu erschließen ist. Eine Musterkolonie sollte erstehen, die der Welt ein abschreckendes Beispiel des deutschen Organisationsgeistes geben sollte. Schon 1899 hatte der Geograph von Richthofen, der bedeutende Chinakenner, auf die hervorragende Lage der Kiautschou-Bucht hingewiesen. Deutschland erhielt hier zunächst den für seine Stellung in Ostasien dringend notwendigen Flottenstützpunkt. Das 3. Seebataillon und einige Abteilungen Matrosenartillerie kamen hier in Garnison. Daneben aber setzte sogleich eine rege wirtschaftliche Arbeit ein, galt es doch nicht nur das Kiautschou-Gebiet, sondern die ganze Halbinsel Schantung, die einst so groß ist wie unsere siebzehndeutschen Staaten zusammen, aus fast wirtschaftlicher Vernachlässigung einer ganz neuen Zukunft entgegenzuführen. So entstand aus einem kleinen Dorf bis 1914 eine 60 000 Einwohner zählende Hauptstadt des ganzen Gebietes Tsingtau mit einem den modernsten Ansprüchen genügenden Hafen. Eine Bahn führte von Tsingtau durch die Halbinsel und erschloß das Land rechts und links eines ungeahnten wirtschaftlichen Blüte. Nach modernen Grundsätzen wurde Bergbau betrieben, und für 1914 war die Gründung eines deutschen Eisenwerks in Tsingtau vorgesehen, das die Schantung-Erze verhüttten sollte. Der Ausbruch des Krieges hat uns an der Vollendung dieses wichtigen Planes gehindert. Welche wirtschaftlichen Möglichkeiten Schantung, übrigens die Heimat des großen Religionsstifters Kung-Fu-Dsi (Konfuzius), bietet, mag die Tatsache zeigen, daß dort schon allein von der Landwirtschaft eine Bevölkerung von 33 Millionen (etwa 220 auf dem Quadratkilometer) leben konnte. Tsingtau wurde durch das rege gesellschaftliche, kommerzielle und geistige Leben, das die Deutschen dort entfalteten, zum Mittelpunkt des Deutschtums in Ostasien. Ein Stück Deutschland entstand hier, sogar gekrönt durch das Werk einer deutschen Hochschule.

Am 23. August 1914 erklärte Japan an Deutschland den Krieg, nachdem Deutschland das unverschämte Ultimatum auf Herausgabe Tsingtaus unbeantwortet gelassen hatte. Erst am 7. November 1914 erlag Tsingtau den bis dahin blutig abgewehrten Angriffen einer zehnfachen japanisch-englischen Uebermacht. 6444 Kriegsgefangene wurden nach Japan übergeführt. Der glänzende Verlauf unserer Arbeit war jäh abgebrochen.

Die Unruhen, die China in den nächsten Jahren auf das schwerste erschütterten, ermöglichten dem japanischen Eindringling, seinen Einfluß immer weiter auszudehnen. So ist es erklärlich, daß trotz der freundschaftlichen Beziehungen Chinas zum Deutschen Reiche die Entente China auf die Seite unserer Feinde zwang. Nun war es möglich, auch die im übrigen China lebenden Deutschen aus ihrer geachteten Stellung zu verdrängen. Wochenlang schwebte zu Anfang dieses Jahres über den drei- bis viertausend China-Deutschen die Gefahr eines gewaltsamen Abtransportes nach Australien. Erst den im Haag geführten deutsch-englischen Verhandlungen über die Kriegsgefangenen nahm sich die deutsche Regierung des Geschicks unserer in China lebenden Landsleute besonders an, indem sie ihre Belassung in China zur Bedingung des geplanten Kriegsgefangenenaustausches machte. Doch hat die englische Regierung diese Bedingung noch nicht eingehalten.

Die jüngste Entwicklung zeigt uns Japan als unbeschränkten Herrn in China. Japan verwaltet heute in China Arsenale, Werften, Eisenbahnen, Post und Telegraphen, es kontrolliert die Finanzen. In Handel und Industrie dringt japanisches Kapital ein, und die ausstrebende Industrie Japans hat sich die reichen Rohstoffe Chinas: Erze, Kohlen, Baumwolle, Oelfrüchte usw. gesichert.

Ist nun das Ende deutscher Arbeit in China für alle Zeit gekommen? Der Ausgang des Krieges wird diese Frage entscheiden. Mit gutem Recht können wir, ohne dabei die Rechte anderer zu verletzen, allein auf Grund unserer kulturellen Leistung in China eine gebührende Stellung im Osten fordern. Eine Stellung, die nicht nur unserer dort geleisteten Kulturarbeit entspricht, sondern auch den Opfern, die heute das deutsche Volk um die Zukunft seiner Weltgeltung bringt.

Der Mord als Kriegsmittel der Entente.

4. Rasputin, „die Seele der englandfeindlichen Kamarilla".

In den ersten Tagen des Jahres 1917 ging, wie vorher fälschlich schon mehrmals, die Meldung durch die Blätter Europas, Rasputin sei ermordet worden. Zuerst stieß sie naturgemäß wegen der Wiederholung auf Zweifel. Aber bald wurde es klar, daß das Gerücht jetzt den Tatsachen entsprach. Und zwar war das Russlandblatt „Rjetsch" in Petrograd die englischen Zeitungen bis auf geringe Ausnahmen keinerlei Notiz von dem Mordre zu nehmen ließen. Erst als sich die Wirklichkeit nicht mehr unterdrücken ließ, brachten auch englische Zeitungen längere Ausführungen.

Auch in der Beurteilung der Gründe, die den Mord herbeigeführt hatten, zeigte sich anfänglich eine Meinungsverschiedenheit. Die einen wollten in ihm nichts anderes als die Folge der Eifersucht eines russischen Fürsten sehen, während andere in den Mördern ausschließlich patriotische Russen sahen, die den Schandfleck vom Zarenhofe entfernen wollten, und wieder andere, aber anfänglich nur wenige brachten Rasputins Friedensgenetatheit mit seiner Ermordung in Zusammenhang.

Allmählich klärten sich die Meinungen, und als im Februar der Petersburger Berichterstatter der „Daily Mail", Hamilton Fyfe, in einem friedlichen Bericht an sein Blatt Rasputin als die Seele der englandfeindlichen Kamarilla hingestellt hatte, da war es sicher, daß diejenigen recht empfunden hatten, die seinen Tod auf seine Kriegsgegnerschaft schieben zu müssen meinten.

Nun wurden alle einzelnen Züge ans Tageslicht gebracht, die in dieser Richtung aufklärend wirken konnten. Und so ergab sich langsam ein klares Bild von dem wahren Sachverhalt, so daß wir heute wissen: Rasputin ist in ganz ähnlicher Weise, wie seinerzeit Zanzal, das Opfer englischer Kriegshetzblätter geworden.

Schon im Jahre 1913, als Rußland während des Balkankrieges im Haaresbreite in offenen Konflikt mit Oesterreich-Ungarn geraten wäre, entschied sich der Zar auf Rasputins Rat für den Frieden, bis wurde im Mai 1914 von Miljukow in öffentlicher Sitzung der Duma unwidersprochen gesagt. Als dann im Juli 1914 Nikolaus II. den Entschluß faßte, zu mobilisieren, geschah das in Abwesenheit Rasputins, der an den Folgen eines gegen ihn geführten Anschlags krank lag. Während des Krieges gelte Rasputin dann stets mehr oder weniger als Anhänger der Richtung, die zur Versöhnung mit Deutschland riet. Er beschuldigte Nikolai Nikolajewitsch direkt, schon 1913 den allgemeinen Krieg gefordert zu haben, und der schwedischen Schriftstellerin Cold-Daubin gegenüber äußerte er schon im März 1914: „Der Krieg ist das größte Verbrechen, das ein Land gegen ein anderes begehen kann. Ich rede nur die Wahrheit, als ich dem Zaren sagte, daß er seinem Untergange entgegengehe, wenn er sich überreden lasse, Krieg zu beginnen."

Aus alledem ist ersichtlich, das Rasputin den Kriegshetzern im Wege stand. Die Opposition in Rußland erhoffte von der Zerschmetterung Rasputins eine weitere Verfassung und wurde deshalb von England unterstützt. Stockholms „Aftonbladet" vom 19. März 1917 sieht, „wie weit Rußland auf der schiefen Ebene, die zu einer völligen Abhängigkeit von England führen muß, gekommen ist", eben in der Ermordung Rasputins, bei der „ein Engländer zugegen war, um zu übermachen, daß alles gründlich und ordentlich zugingt". Wie weit der Vertreter Englands, Buchanan, ging, in der Ermordung verstrickt war, geht auch aus der Tatsache hervor, daß in Rasputins Schutzwache zwei englische Detektive sich befanden, die „durch Vermittlung der englischen Gesandtschaft in den Mordplan eingeweiht waren", wie der „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 11. Januar 1917 schreibt. Und so sagt auch die „Kölnische Volkszeitung" vom 12. Januar 1917: Der Mord an Rasputin war bestellt. Der Grund ist bereits klar: Rasputin war für den Frieden". Auch die russische Presse gibt das zu. Laut „Djen" war Rasputin ein bekannter Deutschenfreund, der während des Krieges wiederholt den Krieg verurteilt hat.

Es erscheint also für Buchanan nur folgerichtig, was unter dem 12. Januar 1917 aus Stockholm gedrahtet wird über eine Zusammenkunft zahlreicher Politiker am 15. Dezember 1916 in der Wohnung Buchanans, bei der die Ermordung Rasputins beschlossen und der genaue Mordplan festgestellt wurde. („Berliner Lokal-Anzeiger" 14. Januar 1917.) Berücksichtigt man dazu, daß die englischen Zeitungen in der Schilderung des Mordrauch mit der Bewachung des Mönchs hauptsrapt wurden, so schließt sich der Ring zu einem lückenlosen Bilde, das uns auch hier England als den Hauptschuldigen erkennen läßt. Und die Bestätigung hierfür gibt uns wieder Hamilton Fyfe mit den Worten:

„Wird die Kamarilla jetzt eingeschüchtert sein? Wird sie ihren Kampf fortsetzen gegen die Freundschaft zwischen Rußland und England und gegen den Friedenschluß des russischen Volkes, den Krieg fortzusetzen, bis Deutschland geschlagen und gezwungen ist, die Bedingungen der Verbündeten anzunehmen?"

5. Der Zarenmord „Deutschlands Schuld!"

Ein Italiener, der Marchese Filippo Crispolitti, schrieb im „Momento" vom 11. Juni 1918: „Wenn sich die Ermordung des Zaren bewahrheitet, wird sich Deutschland nicht von der Schuld befreien können, daß es nicht für die Sicherheit der Zarenfamilie im Brester Frieden gesorgt hat." Man könnte sich über die Freiheit, die in der Politik „halten den Dieb!" liegt und mit der hier ein Reinwaschen der Entente auf Kosten des Bösewichts Deutschland versucht wird, entrüsten, wenn der Versuch nicht so außerordentlich lächerlich wäre. Das Schönste aber ist es, wenn der Marchese fortfährt, daß das eine Verantwortung sei, „die sich der Verband zu eigen gemacht haben würde, wenn er in der Lage dazu gewesen wäre, dem revolutionären Rußland zu helfen."

Der Verband! Wer wäre der bereit gewesen, die „Entthronten in ein sicheres Land zu schicken?" Ja, wie ist denn das? Es steht fest, daß die Zarenfamilie mehrfach den Versuch gemacht hat, die englische Erlaubnis zu bekommen, nach England zu gehen und dort „als Gast" des befreundeten Landes und als Verwandte des Königshauses in der Zurückgezogenheit zu leben. Die Erlaubnis aber ist nie erteilt erhalten! England hat sich nicht bereit finden lassen, die unglückliche, durch Englands Schuld ins Unglück geratene Zarenfamilie bei sich aufzunehmen und ihr ein sicheres Exil zu gewähren! Der Herr Marchese Crispolitti irrt sich also ganz gewaltig; aber es will uns scheinen, als irre er sich absichtlich. Denn, weshalb die Entente den Zaren nicht in Sicherheit bringen lassen wollte, das ist heute bekannt.

Im „Gaulois" vom 23. Juli 1918 schrieb René d'Aval: „Noch wenige Tage vor der Abreise der kaiserlichen Familie nach Jekaterinenburg ließ Deutschland den Zaren wissen, daß es ihm wieder auf den Thron verhelfen würde, wenn er sich zur Unterzeichnung eines Bündnisvertrages mit den Mittelmächten entschlösse." Es scheint, daß dieses Angebot, das der Zar ablehnte, England tatsächlich geglaubt hat. Und als Gegenschachzug unterstützte nunmehr die Entente ihrerseits die Gegenrevolution. Einen sehr deutlichen Hinweis auf die Absichten, die sie damit verfolgte, enthält eine Meldung aus Amsterdam vom 2. August. „Huisgenzin" vom 30. Juli schrieb nämlich: „Als der russische Koloß Schlag auf Schlag zusammenbrach, wurde der Zar an den Frieden zu denken. Das war gegen die Absichten der Entente. Unter Leitung des englischen Botschafters in Petersburg wurde daher die Revolution vorbereitet und nach deren Ausbruch der Zar gefangen gesetzt; doch hätte die englische Regierung nur ein Wort zu sagen brauchen, um den Zaren in Sicherheit zu bringen." Als dann aber die Räteregierung nicht die Fortsetzung des Krieges guthieß, sondern mit Deutschland Frieden schloß, da unterstützte die Entente die Gegenrevolution „und fließ das Gerücht verbreiten, daß sie den Zaren wieder auf den Thron bringen wolle, obgleich sie gut wußte, in welche Gefahr damit die ganze Zarenfamilie kam. Infolge dieses Gerüchts wurde der Zar ermordet."

Hier liegt die Wahrheit. Und noch durchsichtiger wird sie, wenn man sich die Begebenheiten zur Zeit des Mordes vergegenwärtigt. England hat die Tschecho-Slowaken als „verbündete und kriegführende Nation" anerkannt. Nun zeigte sich an dem Tage, bevor der Mord geschah, die erste tschecho-slowakische Erkundungsabteilung in der Nähe von Jekaterinenburg. Gleichzeitig wurde in dieser Hauptstadt des Ural eine neue Verschwörung der Gegenrevolution entdeckt. Diese „Entdeckung" machte durchaus den Eindruck, als sei sie absichtlich zur geeigneten Stunde von Interessenten herbeigeführt worden; denn nun mußte die Ural-Sowjetregierung sich sagen: wenn in der Stadt eine solche Verschwörung besteht und gleichzeitig die Tschecho-Slowaken, die in Englands Sinn handeln und den Zaren befreien wollen, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, vor den Toren der Stadt stehen, dann bedeutet das für die Macht der Revolution die allergrößte Gefahr. Und als Ergebnis dieser Ueberlegung konnte nur das eine herausspringen: den Zaren umzubringen! Es ist also völlig zutreffend, was „Der Tag" vom 21. Juli schreibt: „Der Vormarsch der Tschecho-Slowaken ist bekanntlich ein mit dem Gelde des Vierverbandes und auf dessen Anstiftung geführtes Unternehmen. Die letzte Ursache auch dieses Meuchelmordes ist also im Grunde genommen der Vierverband."

Zur Illustrierung der englischen Verstrickung in den Mord dient eine Meldung des „Hollandsch Nieuws Bureau" vom 2. August 1918: „Der russische Ministerpräsident Dimitriew Pawlowitsch, der vor einigen Tagen zum Hauptmann in der britischen Armee ernannt worden ist, befindet sich ..." Sie haben also bereits einen Nachfolger für den Ermordeten zur Hand! Der Vormarsch im Murmangebiet soll ihnen Gelegenheit geben, den Thronanwärter auf den Schild zu erheben, mit seiner Hilfe die Sowjetregierung, die am Frieden mit Deutschland festhält, zu stürzen" und auf diese Weise eine neue Ostfront für die Mittelmächte erstehen zu lassen.

Die Zusammenhänge liegen nunmehr klar. Und wenn bei den „Trauerfeierlichkeiten" für Nikolaus II. nicht nur Poincaré und Wilson sich offiziell vertreten ließen, sondern das englische Königshaus sogar Hoftrauer anlegte, so ist das nicht nur, wie „Guisgezin" a. a. O. sagt, eine Nachricht, die „ein spöttisches Lächeln abnötigt", oder „eine scheinheilige Tat", sondern eine Heuchelei, die die Verachtung der Welt verdient!

G. M.

Die beiden Raggow.

Roman von Wilhelm Laurin.

7) (Nachdruck verboten.)

Mit ausgebreiteten Armen flog die Enkelin auf sie zu.

„Klar nicht verändert hast du dich, Großmama!" Unter Küssen versicherte sie es immer wieder.

„Das ist schön, Karolachen", sagte die alte Dame, „das ist schon, daß du wieder da bist! Und verändern, Karolachen? In meinen Jahren, da verändert man sich nun nicht mehr so leicht, wenn man einmal so weiß wird als ich und Runzeln hat und tausend Falteichen, was Leute so wohl die böse Zeit noch für Urkeil anrichten können?"

„Und gemütlich ist es auch immer noch bei dir, Großmama! Hier sollst du mich oft sehen, und zu erzählen hab' ich dir! — Ganze Bände, Großmama. Eigentlich war es doch herrlich in unserem Stift, wenn wir freilich auch manchmal geächzt und gestöhnt haben. Aber nun bleiben wir doch, daß ich wieder bei dir bleiben kann, und ebenso, daß Onkel Hans nun ganz in unsere Nähe übersiedeln wird, und überhaupt und so! Und das mit dem Reiten, das werde ich dem Papa schon noch abbeteln, denn ich habe es mir schon seit Jahren gewünscht, und ins Theater muß mich Papa auch bitten, so oft sich zitternde Gelegenheit dazu in der Nähe bietet."

„Ins Theater, Karolachen?"

„Weißt du, Großmama, wir haben doch alljährlich im Stift einmal ein Theaterstück aufführen dürfen, und weil ich voriges Jahr so gut gespielt habe, obgleich das Stück eigentlich furchtbar albern war, deswegen habe ich dieses Jahr die Hauptrolle spielen dürfen. Das war einfach himmlisch, und es war ein Riesenerfolg. Denn denke dir, die Herzogin ist doch von Anfang bis zu Ende dabeigewesen, und ich glaube auch der Intendant. Und nach der Vorstellung sind wir alle zur Frau Herzogin befohlen worden, und sie hat zu jeder ein paar Worte gesprochen. Mit mir aber hat sie sich am allerlängsten unterhalten, und sie hat mir lauter Liebenswürdigkeiten über mich spielen gesagt, so daß auch die Pröbstin ganz stolz gewesen ist, wie sie mir selber gesagt hat. Findest du das nicht großartig, Großmama?"

„Ja, ja, Karolachen, das ist gewiß ein schöner Erfolg, und das mit der gnädigsten Herzogin, das mußt du mir bitte noch einmal ganz ausführlich erzählen, denn das interessiert mich natürlich sehr. Aber heute will ich mein Karolachen nicht damit quälen, du magst heute ja schon genug erlebt haben, und dabei haben wir von dem Wichtigsten, scheint mir, noch gar nicht gesprochen."

„Von dem Wichtigsten, Großmama?"

„Nun ja doch, mein Liebling — von der neuen Mama, die dein Vater dir geben wird; noch kein Wort hast du darüber verloren ..."

„Sprachlos, keines Wortes mächtig, starrte Karola die Großmutter an. Fast schien es, als glaube sie, daß die alte Frau irre spräche.

„Schließlich ist es aber wohl gut so", fuhr die Hofjägermeisterin fort, „wir beide ändern den Ratschluß des Vaters nicht mehr, und das Wort Gott zusammensügen, so heißt es ja, das soll der Mensch nicht scheiden und das gilt, meine ich, ganz besonders auch für die Umgebung. Ich kenne Klotilde von Zülow zwar nicht näher, höchstens ... aber, um Gotteswillen, was ist dir, mein herziges Karolachen?! Du siehst ja aus wie ein weißes Tuch ... ! Und du zitterst ja ...!"

Noch immer starrte sie mit verschrecktem Blick die Großmutter an; totenblaß war das Gesicht und der Mund schmerzlich verzogen. „O, Großmama!" stöhnte sie auf.

Die alte Dame hatte sich ängstlich über sie gebeugt, „du bist krank, mein armes Kind. Wer konnte das auch ahnen! Hat dir Papa nichts, gar nichts gesagt?"

Karola blickte sie aus gemarterten Augen an. „Was menschenmöglich? Konnte ihr Vater ihr dies antun?

„Sie ist gewiß eine gute Frau — gewiß", suchte die Hofjägermeisterin zu trösten. „Einen schlechten Einfluß hat Zülow nie auf mich gemacht, und du sagst dieses Geschmäs sich auch, meine liebe Kleine! Ganz sicher, und du darfst wirklich nicht so bestürzt sein. Du bist ja ein Kind, und dein guter Vater sagen würde, wenn er sich so fände ... !

Aber Karola hörte nichts mehr. Ganz sachte zog sie die Hand aus der der Großmutter, und sah sie nur noch einmal groß an. Dann ging sie wie schlafwandelnd nach der Tür.

Sie mußte sich an der Tür festhalten, um nicht zu fallen. „Jetzt schreibt sie das Vorzimmer ... jetzt ging sie die Treppe hinunter ... und dann hörte die Hofjägermeisterin ihre leichten Schritte unten verhallen — — — Aengstlich suchte die alte Frau nach dem Knopf der Klingel. Aber dann, als sie ihn gefunden hatte, ließ sie die seidene Schnur wieder sinken.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, und dann dachte sie an Karola's Vater. Das sind heute die erschrocken, aber den Kummer, den Karola auf ihrem Antlitz gezeigt hatte, den verstand sie nicht ganz. In einem langen, oft sorgenvollen Leben war ihr das seine Verständnis, das geduldige Spüren nach den Seelenregungen ihrer Umgebung abhanden gekommen.

Als kurze Zeit später die Kammerfrau der Hofjägermeisterin das Zimmer betrat, fand sie die Greisin mit ihren gefiederten Lieblingen spielend.

V.

Karolas Seele war wie erstarrt. Wie eine vom Frost getroffene Blüte hatte sie sich in sich zusammengezogen.

Oft, wenn sie allein war, schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Gleich am zweiten Tage hatte ihr der Vater den „Abdullah" satteln lassen, und der alte Nowak nahm gewissenhaft das Baronesschen auf den abgesteckten Reitzirkel, wie es der Herr befohlen hatte, — aber Karola zeigte kein frohes Gesichtchen. Sie war nicht mehr die Lachtaube; auf den Wegen, auf denen sie früher jauchzend und leichten Schrittes dahingeschritten war, ging sie nun still und in sich gekehrt.

Wortkarg saß sie mit dem Vater am Tische, der ihr in aller Güte zugeredet hatte, daß sie sich in die veränderte Lage schon um seinetwillen mit gutem Mute schicken müsse. Er sagte ihr es hundertmal, wie unrecht sie der neuen Mama tue, und wie gut Klotilde von Zülow ihr und von ihrer künftigen Aufgabe als Stiefmutter gedacht und gesprochen habe.

Und allmählich suchte Karola selbst sich einzureden, was ihr der Vater in aller Freundlichkeit immer wieder vor Augen hielt, aber es wollte ihr doch schwerer fallen, als der Vater geglaubt hatte. In ihre Welt kam nicht so bald wieder der frische, frohe Klang von Heiterkeit und Jugendlust.

Aber dem Vater war sie doch, trotz aller der Gedanken, die sie quälten, von Herzen dankbar für die täglichen Beweise einer Zärtlichkeit, mit der er sie umgab, wie sie solche nur selten früher erfahren hatte. Nicht oft, wie jetzt, hatte er ihr seine weiterharte Hand aufs Haupt gelegt, oder damit über ihr widerspenstiges Haar und Jugendblut. Manchmal am Tage fragte er, was „Abdullah" mache, oder er kam wohl auch selbst — zufällig — an dem eingezäunten Reitviereck vorüber und blinzelte ihr zu, wenn sie unter Nowak ihr Pensum erledigte.

Und droben im Turm, wo ein Fremdenzimmer ausgeschlagen war, durfte sie sich eigenhändig ein Zimmerchen einrichten, und das war ebenfalls ein langgehegter Wunsch von ihr gewesen. Sich hat in Wölbung der Hofjägermeisterin war dieses Turmgemach gelegen; der Giebel war über und über umsponnen von Clematis, zwischen deren gefiederten Blättern schon jetzt die violettblauen Blüten leuchteten.

Und während sie sich ihr traulichs Mädchenstübchen einrichtete, fragte sie sich mit Wehmut, wie wohl das kindliche Leben zu der Stille dieses Zimmers passen würde.

Oder sie stand unten am See — licht, spiegelglatt und ruhig streckte sich die breite Fläche dahin, von grünen Wäldern umsäumt. Hier hatte sie oft im hohen Grase gelegen und versonnen in den blauen Himmel geträumt, bis die erschrockene Erzieherin, deren Hut sie lächelnd überhörte, sie endlich entdeckt und mit ins Haus genommen hatte.

Damals hatte sie noch eine Mutter gehabt ... Der Vater hatte ihr nie seitdem von der Mutter gesprochen.

Ein Besuch auf Helgoland im Kriege.

5. Plauderstunden im Offizierspeisehaus.

Heute abend Musikessen. Wer da wohl nicht Lust gehabt hätte, der freundlichen Einladung zu folgen und nach dem anstrengenden Besichtigungstage im Kreise der Offiziere seine Helgoländer Eindrücke an der gemütlichen Tafelrunde des Offizierspeisehauses zu vertiefen.

Ein mächtiger Saal nimmt uns auf. Tafel in Hufeisenform. Von der Empore läßt die brave Kapelle der Helgoländer Matrosenartillerie ihre melodischen Weisen ertönen. Das Abendbrot ist höchst einfach, dem Kriegsverhältnissen angemessen. Flinke Ordonnanzen servieren geräuschlos. Als sie abräumen und die Zigarren bringen, beginnt für mich die eigentliche Feierstunde des Tages. Es ist nicht verwunderlich, daß die Herren dem neugierigen Ausfrager gern alle gewünschte Auskunft erteilen und daß das Büchlein des Redestromes, sehr nach meinen Wünschen, emsig fließt.

Helgoland ist eine Insel. Das ist in der Tat keine Neuigkeit. Doch doch ist mir der Begriff insularer Abgeschlossenheit selten so zum Bewußtsein gekommen wie auf dem Roten Fels im nordischen Meer. Vier Kriegsjahre auf diesem am weitesten vorgeschobenen Posten unserer Wacht im Norden. Auf der kahlen Felsenfläche, auf der wirkliche Bäume ein unbekannter Begriff, Blumen eine Seltenheit sind. Alles, was der Mensch zu seinem Dasein braucht, was den Tausenden von Leuten als notwendiges Lebensbedürfnis unbedingt zugeführt werden muß, es kommt von dem Festlande. Nichts, rein nichts bringt die Insel hervor, wenn man von den dürftigen Erdäpfeln und Gemüsearten absieht, die in einzelnen Gärten gezogen werden. Doch, in etwas ist Helgoland ein kleines Dorado, in der Fischerei. Ganzjährig Marinefahrzeuge laufen nach See und holen zappelnde Schollen, Butte und Kabeljaus. Sehr zum Ergötzen der Marinemagen. Und daß die Helgoländer Hummer sich eines ganz besonderen Ansehens erfreuen und von ganz besonderer Güte sind, daran dürfte auch mancher Feinschmecker im sieben deutschen Vaterland heute noch dunkle Erinnerungen aus einstigen gesegneten Friedenszeiten haben. Aber auch diese Gaumenkitzler sind heute nicht mehr so reichlich aus dem Markt wie im Frieden.

Mobilmachung. Helgoland ebenso überrascht von ihr wie das ganze Deutschland. Riesige Arbeitsleistungen mußten da in jenen Augusttagen vollbracht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191808256/fragment/page=0002

werden. Die Besatzung wurde verstärkt. Reservisten kamen, Munition, Proviant, soweit die Insel noch nicht hinreichend damit versehen war. Und die biederen Helgoländer gingen. Wurden zu Schiff nach Hamburg und Altona gebracht, da die Insel aus militärischen Gründen geräumt werden mußte. Leere Häuser, verlassene Badevisken erzählten stumm und trübselig von der glücklichen Ungebundenheit einstigen Badelebens. Ein vergessener Kanarienvogel, ein verschlafener Kater, sonst war das Leben erstorben. Und über Nacht wurde der Badeort zu einem waffenstarrenden, vollgerüsteten Bollwerk. Damals sang der Dichter:

Gewaltsame Klippe, uralt verankert in uralter See,
Mit Fels umpanzertes Großkampfschiff,
Umbrodt von Geschwadern aus Luv und Lee.
Wider Stürme und Schüsse wie gegen Nordwest
Starrst du fest, Vorpost von Deutschland,
Wachsthaltendes Helgoland!

Helgoland hielt die Wache. Tag um Tag und Nacht um Nacht! Ohne daß der Feind kam. Die Leute witterten Spione und entdeckten Lichtsignale und geheimnisvolle Zeichen, die sich nach den mit vieler List und vielem Aufwand durchgeführten Hausumstellungen und Hausdurchsuchungen als das harmlose Flattern einer Gardine im Winde, das Drehen einer Spiegeltür oder die Bewegungen eines blechernen Schornsteinaufsatzes entpuppten, welch letzterer so unvorsichtig gewesen war, das Gesuchte des friedlich auf die kriegerische Insel herabschauenden Mondes in seinem glänzenden Antlitz widerzuspiegeln. Einige Schüsse, wohlgezielt auf den „Verräter", machten dem Spionenspuk ein Ende. Sogar einen hohen geistlichen Herrn holte das übereifrige Wachpersonal eines Nachts aus den Federn, um das Haus nach Spionen zu durchsuchen.

Gerne hört man diesen lustigen Geschichten aus den ersten Kriegswochen zu. Die neuesten Operettenschlager der braven Kapelle passen ausgezeichnet zu den heiteren Erzählungen. Der Schatten des 28. August 1914 taucht auf. Draußen dichter Nebel, Kanonendonner, Funksprüche, daß unsere kleinen Kreuzer mit weit überlegenen feindlichen Panzerkreuzern handgemein geworden seien. Alle Geschütze der Insel fertig zum Feuern, unbeschreibliche Erwartung in der Seele jedes Einzelnen. Der Nebel verzog sich für einige Augenblicke, ein Kreuzer tauchte verschwommen auf. Der brennende Zeitenbrand der Leute sprach ihn für einen Feind an und wollte nicht verstehen, warum nicht sofort das Feuer eröffnet wurde. Torheit! Der da eiligst nordwestwärts dampfte, war ein Schiff unserer Flagge, das den bedrängten Brüdern zu Hilfe eilte. Kein Engländer wagte sich an jenem traurigen Tage unter die Helgoländer Kanonen. Alle anderen Erzählungen sind Märchen, Hirngespinste einer überhitzten Phantasie. Das war Helgolands schwärzester Kriegstag. Miterleben zu müssen der kämpfenden Kameraden Not und Tod festgebannt zu sein, nicht helfen zu können, untätig die Hände in den Schoß legen zu müssen. Drei Tage später wurde der Heizer Neumann von S. M. S. „Köln" fast leblos eingebracht. Der einzige Ueberlebende des tapferen Schiffes. Eine rührende Aufnahme wurde ihm hier zuteil.

Wochen, Monate, Jahre gingen. Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr brückte dem Kriegsleben völlig den Stempel auf. Etwas Abwechslung brachten in das ereignislose Dahinleben viele losgerissene englische Minen, die vor die Hafeneinfahrt oder an die Schutzmauern antrieben. John Bull gab seine Visitenkarte ab. Persönliches Erscheinen wäre den Helgoländer Kriegern ganz entschieden lieber gewesen. Ab und zu kamen Gäste. Der Kaiser stattete der Insel einen Besuch ab, an den die Leute heute noch voller Stolz denken. Hanseaten, Oesterreicher, Ungarn, Türken, Bulgaren, neutrale Presseleute und dann die vielen Kameraden von der Flotte. Da steht in einer Ecke des Speisesaals der „Eiserne Hinnerk" von Helgoland. Eine Argonnenerde lieferte das Material. Die Mehr des gepanzerten Riesen ist über und über mit Nägeln bedeckt, goldenen, silbernen und eisernen. Die Nägel zum Besten des Roten Kreuzes gehört auch heute noch zu einer gewohnheitsmäßigen Beschäftigung mancher Herren, besonders zum Monatsanfang. Interessiert studiere ich die Inschriften. Auf dem blanken Schild das Kaiserwort: „In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen ergreifen wir das Schwert!" Torpedobootsflottillen, die heimgekehrten Sieger aus der Skagerrakschlacht spendeten im ersten Siegesjubel eine ansehnliche Anzahl von Nägeln, U-Boote verewigten ihre Bootsnummer, Helden damit ihre Namen, die Hersing, ehe er zu seiner erfolgreichen Dardanellenfahrt von hier aufbrach, und Otto Weddigen, als er nach seinem unerreichten Meisterstück hier einlief. Der beschiedene Kapitänleutnant war ein gern gesehener Gast in diesem Raum. Um so herzlicher die Trauer über sein jähes, heute noch unaufgeklärtes Ende. Da sind die Nägel, die österreichische Luftschiffer, türkische Flieger und bulgarische Armeeoffiziere hier einschlugen. Auch einige Zivilisten hatten Gelegenheit, dem „Eisernen Heinrich" zu opfern. Schade, daß er so wenig Besucher sieht. Vielleicht verhilft ihm der mit dem Frieden wieder einsetzende Fremdenbesuch zu weiterer Ausschmückung seines gleißenden Nagelgewandes.

Es war schon spät, als ich die Schritte nach dem Hotel lenkte. Helgoland im allertiefsten Schlummer. Rauschen der Brandung, einsame Wachtpostenschritte, das Miauen eines Katers. Aber ich wußte, daß dort drüben auf dem Oberlande viele Hunderte von Männern wachten, an Geschützen, Ausguckstellen und Scheinwerfern. Und mir fiel beim Schlafengehen das schöne Wort aus sonniger Friedenszeit ein:

Allzeit treu bereit — Für des Reiches Herrlichkeit!

Hochwaldkampf.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Drüben überm Hang steigt Gas.
Gelber scharfer Rauch; langsam und am Boden klebend spinnt er Schleier. Hundert Blitze glühen. In den Lüften über den Wäldern pfeift die tolle Schlachtbraut. Auf den Straßen tanzen Wolken, auf die Erde regnen Steine. Flieger stürzen, Geiern gleich, aus den niedern Nebelwolken auf ihr Ziel. Beute: salvende Batterien. Stahlhelme gleißen. Dichter wird der Dampf der Schlacht.

Die Artillerien messen sich. Teilweise knallen die Maschinengewehre in lauten Chören. Alle Fellen donnern, und alle Täler brüllen, alle Wolken speien Verderben. Die Stundenuhr verlöscht. Die Erde bebt. Höhnend gellen Stahl und Eisen. Immer mehr Batterien feuern. Mörser klopfen dumpf dazwischen. Es tollt die Luft. Und die Erde schüttet. Aus Wäldern, Felsen, Wiesen werben Ziele. Nebelwolken kriechen um die Zinken, Zacken, Türme. Der blaue Himmel wird grau und bös. Und immer toller hämmert die Gewalt. Auf den Straßen klaffen Löcher auf, aus den Wiesen werden Trichterfelder, die Steine bröckeln von den Wänden und saufen in die Täler; krachend schreit der Hang.

Wo sind die Menschen?

Drei Soldaten sieht man unten zwischen den Fontänen springen. Stein um Stein gewinnend, suchen sie dem Feuer zu entkommen. Mauern, kleine Häuser stürzen ein. Ameisenhaft rennen die Drei drüber hinweg. Man verliert sie fort und fort. Der Dampf wolkt und nimmt alle Umrisse. Drei Fäden laufen unsichtbar von den Dreien zu uns. Trotz des Rasselns, trotz des wilden Tobens feindlicher Gewalten, trotz der bebenden, brüllenden Erde, der krachend steigenden Flammensäulen! — da fühlen wir die Fäden von den Dreien bei uns enden. Jede Qualmfontäne, die dort unten bei den Dreien aufsteigt, jede platzende Granate reißt an diesen Fäden: es zuckt uns Herz, und suchend irrt der Blick durch dieses wilde Grauen. Das, was sie vorwärts treibt, ist Pflicht. Einer muß die Stellung gewinnen und die Meldung bringen. Stein um Stein erreichen sie — da verschwindet einer. Qualmgewitter hüllen alles ein. Zwei sehen wir weiterlaufen. Jetzt fällt wieder einer. Und es reißt an seinem Faden, bis er sinkt. Alle Schlacht wird Nebelspiel, aller Lärm verdämmert. Vorne springt der Dritte mit dem brüllenden Verderben um die Wette. Hinter Steinen liegt er, hinter Baumbarrieren. In Gräben rennt er, klettert Hänge an und rennt um prasselnde Feuerherde. Der Weg ist kurz, das Ziel ist weit. Fünfzig Meter höchstens gähnt vor ihm ein Loch im Hang. Blitze zucken über ihm, bellende Wölkleln springen über ihm daher. Feuerkränze sperren ihm seinen Weg. Er muß warten, bis sie weiter wandern, dann springt er durch. Aus den Wäldern stürzen hastig Nebelschwaden. Kämme, Berge tauchen unter. Täler füllen sich. Riesenhaften Schadronen gleich erobert er die Erde. Alle Sicht entschwindet. Grau ist der Tag. Bäumend, wild und grauenselig tanzen die Gewalten.

Es dampft die Schlacht.

„Die neue Front im Westen" (c) An der Somme.
„Mutmaßliche Front (Wiberamillion)"

Der Gesundheitszustand in deutschen Heere.

Von zuständiger Seite wird uns geschrieben:

Der Gesundheitszustand der Armee ist dauernd günstig. Beim deutschen Feldheere betrug der Krankenzugang bei den Truppen in einem Monat durchschnittlich, berechnet auf Tausend der Kopfstärke (= ‰ K.), im ersten Kriegsjahre 120, im zweiten Kriegsjahre 100, im dritten Kriegsjahre 80 und im August bis November 1917: 75. Die Zugangsziffer ist also dauernd gesunken.

Nur Fleckfieber und Malaria weisen eine Zunahme der Zugänge im Laufe der drei Kriegsjahre auf; diese Zunahme ist durch die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes auf den von diesen Seuchen besonders heimgesuchten Gebieten des Ostens, namentlich des Balkans, ohne weiteres erklärlich. Beim Wechselfieber handelt es sich vielfach um Rückfälle. Die Erkrankungen an Diphtherie zeigen in den beiden letzten Jahren einen erhöhten Zugang gegenüber dem ersten Kriegsjahr; da in der gleichen Zeit auch in der Zivilbevölkerung eine erhebliche Zunahme der Diphtherieerkrankungen beobachtet worden ist, so ist auch ihre Vermehrung im Heere verständlich.

Fast gleich geblieben ist der Zugang an Geschlechtskrankheiten, die gegenüber den letzten Friedensjahren sogar eine geringere Ziffer aufweisen. Schon daß es gelungen ist, eine Zunahme dieser Krankheiten zu verhüten, muß als ein besonders erfreulicher Erfolg der zu ihrer Bekämpfung getroffenen Maßnahmen betrachtet werden.

Alle übrigen Kriegsseuchen und sonstigen bemerkenswerten Krankheiten zeigen eine zum Teil sehr erhebliche Verminderung. Pocken sind nur ganz vereinzelt aufgetreten. Beim Unterleibstyphus ist es gelungen, die im ersten Kriegsjahre aufgetretenen einzelnen Herde einzudämmen und die weitere Ausbreitung dieser Krankheit zu verhindern. Die Ruhrzugänge entfallen in der Mehrzahl auf die Sommermonate. Asiatische Cholera trat nur ganz vereinzelt, hauptsächlich auf dem östlichen und mazedonischen Kriegsschauplatze auf. Sehr erfreulich ist der Rückgang der Zugangsziffer an Tuberkulose von 2,8 ‰ K. im ersten Kriegsjahre auf 1,1 ‰ K. im dritten Kriegsjahre.

Von den Verwundeten, abzüglich der Gefallenen und der später ihren Wunden Erlegenen, gelangen rund 73 v. H. Mann zurück: bei 10 v. H. tritt Dienstunbrauchbarkeit ein, während der Rest als garnison- und arbeitsverwendungsfähig beim Heere verbleibt.

Von allen in Heimatlazarette gelangten verwundeten und kranken Angehörigen des Feldheeres werden rund 90 v. H. wieder dienstfähig (kriegs-, garnison- und arbeitsverwendungsfähig). Die Sterblichkeit beträgt 1,1 v. H., während es sich beim Rest um Dienstunbrauchbarkeit handelt. Von den Kranken aber kann um Personen, die zunächst beurlaubt, in Kurorte usw. gesandt, später aber wieder dienstfähig werden. Die Prozentzahl für Dienstfähige ist also in Wirklichkeit etwas höher als angegeben.

Die Zahl der erblindeten Heeresangehörigen beläuft sich jetzt auf 2045.

Gefangenenaustausch in Dünaburg.

Aus Dünaburg schreibt man uns:

Wieder kommt ein Zug deutscher Kriegsgefangener aus Rußland in Dünaburg an, um hier gegen russische Gefangene ausgetauscht zu werden. Der Zug fährt ein, die Musik eines Landsturmbataillons spielt „Deutschland, Deutschland über alles", und aus dem Zug steigen die Kriegsgefangenen, etwa 1000 an der Zahl. Sie werden von dem militärischen Personal des Austauschlagers und den Schwestern des Vaterländischen Frauenvereins empfangen und vor die langgestreckten Hallen geführt, die ihnen als Wohn-, Eß- und Schlafräume für den Aufenthalt in Dünaburg dienen sollen. In Reihen zu vieren, in guter Ordnung, schweigend, mit erwartungsvollen Blicken legen sie den kurzen Weg zurück. Junge, kaum 19 Jahre alte Burschen, reife Männer, greisenhafte Halbinvaliden gehen in Reih und Glied. Der eine ist gefleidet wie ein russischer Bauer, der andere wie ein Reisender aus fernen Friedenszeiten, der dritte hat den blauen Rock eines preußischen Ulanen, dazu gelbe Russenhosen und eine Reisemütze, wieder ein anderer einen deutschen Infanterierock, englische Stiefel, dazu einen abgeschabten grünen Hut, und so ist das Ganze ein buntes Bild, das kaum einem Trupp deutscher Soldaten gleicht. Viele tragen Bärte, fast alle sind unrasiert. Das Gepäck ist so verschiedenartig wie die Kleidung. Man sieht kleine hölzerne Koffer, Körbe aus Flechtwerk, Rucksäcke verschiedenster Größe, zusammengerollte Mäntel mit bauchigem Inhalte; mancher trägt nur einen Stock und Eßgeschirr. Und so mannigfaltig wie das Aeußere sind auch die Schicksale, welche die einzelnen in den Monaten oder Jahren der Gefangenschaft erlitten haben.

Ein frischer junger Mann aus Wesel a. Rh., angkanzlg der Zwanziger Jahre, erzählt, wie er 1915 in Gefangenschaft geriet, ins Gouvernement Kasan verbracht und mit vielen Hunderten Kameraden als Lastträger bei einer großen Getreidefirme beschäftigt wurde. Die Kost sei sehr gut gewesen, zweimal täglich habe es Fleisch gegeben, hierzu Lohn bis zu 3 Rubel täglich, bis wegen der Beschäftigungslosigkeit der einheimischen Bevölkerung die Deutschen ausgeschaltet und auf schmale Kost und geringen Lohn gesetzt worden seien. Dann sei er in ein Gefangenenlager gekommen, wo die Verpflegung schlecht, die Behandlung oft unerträglich gewesen sei. Die russischen Wachmannschaften hätten je nach Wunsch ihrer Vorgesetzten die Gefangenen manchmal sehr gut behandelt, oft auch grundlos mit dem Gewehrkolben geschlagen; die russischen Soldaten seien nur willenlose Werkzeuge in den Händen der Vorgesetzten, oft wie „folgsame Haustiere".

Ein derber Bayer schilderte, wie nach dem Sturz Kerenskis alle Zucht bei den russischen Bewachungsmannschaften aufhörte, wie die deutschen Gefangenen auf eigene Faust ihr Lager verließen, Arbeit suchten oder zu Fechtbrüdern in den Dörfern wurden. Ein kleiner Württemberger, in Heilbronn ansässig, erzählte, daß er nach allerlei Erlebnissen durch den Hunger dazu getrieben worden sei, in die Reihen der roten Garde einzutreten, bis er mit anderen Deutschen ausgekniffen sei und teils auf der Bahn, teils auf den Landstraßen den Weg nach Gesmoma zur Deutschen Austauschkommission gefunden habe. In dortigen Gouvernement sei Mangel an vielen Lebensmitteln ge-

---

Und auch Karolas Erinnerung zerbrach an ihrer Person. Unbeutlich nun gab ihr die Vorstellung das Bild eines unendlich schönen, geschmückten Wesens, schön und strahlend und mit großen, gütig blickenden Augen, wie das große Kaiserbild sie zeigte, das über dem Arbeitstische des Vaters seinen Platz gehabt hatte. Hatte! Denn es hing nicht mehr dort. Es hatte seinen Platz nur weiß wo gefunden, und der Platz über Papas Schreibtisch war leer. Statt dessen stand dort jetzt in einem unnatürlich großen Rahmen das Bild des Fräulein von Zilsow, und mit eben so unnatürlich großem Federzug konnte man auf der Photographie „Tilde ihrem geliebten Günter" lesen.

Dann zerriß der weiche Schleier der Träume, und sie mußte die ungerufenen Geister der Kindheit bannen. Jetzt hieß es vorwärts schauen! Und deutlich immer wieder fühlte sie es, daß sie die Gattin des Vaters nie werde liebgewinnen können.

Auch der Vater war ihr leid. Weshalb mußte gerade seine edle Natur an diese hochmütige, kalte und widerspruchsvolle Frau geraten! —

Leise erhob sie sich und schritt über den Hof. Drüben, in dem Erdgeschoß des Verwalterhauses, wohnte Kutscher Knüchtel. Der war, ähnlich wie sein Kollege Nowak, im Roggowschen Dienst ergraut. Aber Mutter Knüchtel war noch eine burtige, muntere Frau, und in ihrer foralosen Kinderzeit hatte Karola gern einmal bei der Alten eingeguckt und hatte auch immer ihr „Mädchen, Mädchen" — und mit welchem Appetit! — probieren müssen.

Auch heute ertönte die Stimme der alten Knüchtelin freudig, als sie Karola gewahrte.

„Ach, gnädigste Baronesschen, ich habe schon lange nach Ihnen ausgeschaut! Wollen Sie nicht etwas Platz nehmen? Das ist ja eine große Ehre . . ."

„Machen Sie sich keine Mühe", sagte Karola, „ich setze mich Ihnen gegenüber."

Und sie nahm auf der Holzbank Platz, die sich um den Kachelofen herumzog und verschränkte ihre Arme über dem Kopfe.

„Es ist lange her, daß ich nicht hier war."

„Schrecklich lange. Und trotzdem ist mir's, als ob's erst gestern gewesen wäre. Aber nun bleiben Sie also ganz da, nicht wahr, ganz bei uns, wo sich nun so vieles verändert hat!"

„Das muß ich wohl", sagte Karola, „und es ist ja richtig: mir ist es manchmal, als wäre ich aus einem Dornröschenschlaf erwacht und fände nun alles verändert wieder."

„Das ist nun so auf der Welt. Alles hat seinen Wechsel. Aber deswegen brauchen Baronesschen ja nicht schlechten Mutes zu sein! Wir haben ja auch alle gar nicht glauben wollen, und es wird auch nicht ohne Folgen sein, wenn ich das so sagen darf —"

„Folgen? Wieso?"

„Nu, die lange Selma hat doch schon gekündigt! Hat sie das nicht erzählt? Die hat gesagt, wenn das gnädige Fräulein als Frau Baronin im Hause bliebe, — und das tut ja das gnädige Fräulein nun, da ginge sie!"

„Warum?"

„Ach, es muß wohl manches vorgekommen sein, und dieses von dem, was gerede wird, ist wohl auch böser Klatsch, — aber eine sehr genaue Frau ist ja nun das gnädige Fräulein, und die Dienstboten haben sich immer über das Essen beklagt, weil sie es doch nicht so gewöhnt sind, und weil jetzt noch durchaus hat gespart werden sollen. Haben sie sich aber bei dem gnädigen Herrn beschweren wollen, dann hat sie ihnen gleich mit der Kündigung gedroht, und es ist nicht besser gewesen, den, sondern schlechter, denn nun hat das gnädige Fräulein alles am Lohn abgezogen, wenn etwas kaput gewesen ist und einmal hat sie auch den Gendarm holen lassen, als etwas nicht in der Küche gestimmt hat. Aber die Mädchen sind alle unschuldig gewesen, und zwei sind gleich auf der Stelle fort. Und nun geht die Selma auch . . ."

Karola hatte gespannt zugehört. Ihr Blick ging wie hilfesuchend durch das einfache Zimmer. Ueberall grüßte sie die vertraute, alte, ehrliche Umgebung ihrer Kindheit. Und dennoch, wie anders war das jetzt alles! Und während sie aufstand und sich zum Gehen wandte, fühlte sich Herz aufs neue mit Traurigkeit. „Ich danke Ihnen", sagte sie. Die Küchtelin brachte sie bis vor die Tür, knixend und für die Ehre des Besuches dankend.

Draußen schien die Sonne noch freundlicher als zuvor, aber in Karolas Herz sah es weh und traurig aus. Nun mußte sie es schon aus dem Munde der Dienstboten hören, was sie dunkel selbst geahnt und gefürchtet hatte, und was sie sich täglich hatte ausreden wollen: Klotilde von Zilsow war eine unerträgliche, kalte, herzensarme Frau . . .

Nein, sie wurde ihn nicht mehr los, den dumpfen, unheimlichen Druck, der schwer aus ihrer Brust heraus zum Halse stieg —

Nowak kam und brachte ihr den gesattelten „Abdullah". Sie müßte nun einmal ausreiten, sagte er. Er selbst ritt den Braunen des Verwalters. Verwalter Schilsick gestattete sich schon seit Jahren die Bequemlichkeit, seinen Gaul wöchentlich mindestens dreimal von Kutscher Nowak abtraben zu lassen. Er selber war ein etwas korpulenter Herr geworden, und den „Zephir", wie sein vierzehnjähriger Ostpreuße hieß, plagte noch immer der Stallmut.

„Das ist recht", rief ihr der Vater zu, der gerade dazu kam, als Nowak ihr in den Sattel half. „Das ist ja flott gegangen mit deinem Reiten. Ich mache Ihnen mein Kompliment, Nowak."

„O bitte, Herr Baron — da ist wohl Baroness selbst schuld daran, daß wir schon so weit sind. Das ist nur Sache der Geschicklichkeit, und Baroness hat in fünf Stunden so viel gelernt, wie 'n anderer nich in fünf Wochen."

„Recht so! Auf Wiedersehen Kind!"

„Auf Wiedersehen, Papa!"

Dann ging es zum Hofe hinaus. In weichen Wellen flutete der Frühling durch die Wege des Schloßparkes. In verschwindend zartem Grün nickten die Zweige und streiften Karolas hochgestecktes Barett. Im Busch schlugen die Amseln.

Auf der Dorfstraße hielt Nowak seinen Braunen in Trab fallen, und „Abdullah" folgte, ohne daß es einer Hilfe bedurft hätte. Leicht seitlich geneigt den seinen, blonden Kopf, wiegte sich Karola im Sattel. Wie gut vom Vater, daß er ihr den „Abdullah" gegeben hatte! Sie liebte das schöne Tier, das so lässig und dabei so sicher die Beine bewegte.

Pastor Neumeister sah ihr bewundernd nach. „Wie schön doch die Baronesse geworden ist!" berichtete er später seiner Frau. „Ich sah sie hoch zu Rosse und hielt inne, um sie vorüber zu lassen. Sie sah lieblich aus, als sie meinen Gruß erwiderte, obwohl ich glaube, daß sie mich gar nicht erkannt hat."

„Das ist möglich, lieber Johannes, du hast dir ja auch deinen langen Bart scheren lassen."

„Andererseits hat auch die Baronesse sich verändert. Die Frau Hofsägermeisterin hatte mir schon davon gesprochen, wie sehr ihr Entsetzen in die Höhe geschossen sei, und sie hat mir nicht genug von den Erfolgen erzählen können, deren sich die junge Baronesse rühmen darf. Sie haben da in der Pension ein Theaterstück aufgeführt, worin die Baronesse die Titelrolle gespielt und den Allerhöchsten Beifall der Frau Herzogin gefunden hat. Ich kann das verstehen. Sie hat ein ungemein feines Gesichtchen und das Profil, liebe Jakobe, von einer zart geschnittenen Gemme."

Die Pastorsfrau wollte ihre ehemalige etwas erwidern, denn es war nun einmal ihres Amtes, daher allzu überschwenglich ausgeprägten Schönheitssinn ihres Gatten von Zeit zu Zeit ein wenig die Zügel anzulegen, als es an die Tür der Studierstube klopfte. Auf das vernehmliche „Herein!" Pastor Neumeisters öffnete sich die Tür, und die, von der eben die Rede gewesen, stand vor ihnen.

„Gnädigste Baroness! Ist es die Möglichkeit?" Die Pastorin hatte zuerst das Wort gefunden. Pastor Neumeister aber sah die Eintretende über seine Brillengläser an wie ein holdes Wunder.

„Darf ich eintreten? Und vor allem gleich so, wie ich bin? Denn ich komme gerade vom Reiten, direkt herunter vom Pferd, und also ganz und gar nicht im Besuchskleid. Aber ich komme, um einen Fehler gut zu machen!"

„Aber ich bitte, nehmen Sie Platz . . ." Der Pastor lief geschäftig hin und her. „Nun?" fragten seine Augen dabei seine Frau, „habe ich etwa zu viel gesagt?" — (Forts. folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191808256/fragment/page=0003

wesen. Als ganz entsetzlich schilderte aber ein ostelbischer Bauer die in Petersburg herrschende Hungersnot. Er hatte zuerst Tausende Leidensgefährten im sibirischen Gefangenenlager an Typhus sterben sehen, furchtbare Kälte, Entbehrungen und Mißhandlungen ertragen und schlug sich 1917 nach Petersburg und von hier mit Hilfe eines deutschfreundlichen Juden, der der roten Garde entwichen war, nach einer ostrussischen Stadt durch. Von dort gelangte er dann zur Austauschkommission.

Die meisten wurden durch russische oder Schweizer Zeitungen, die ihnen in den Gefangenenlagern zugänglich waren, über die politische Lage und die Kriegsereignisse gut unterrichtet, und viele lernten russisch sprechen, besonders seit der Revolution, die den Verkehr zwischen den deutschen Kriegsgefangenen und der russischen Bevölkerung freier gestaltete. Das schwedische Rote Kreuz vermittelte in der Karenzzeit regelmäßig den Empfang von Briefschaften und Paketen aus der Heimat, bis das Durcheinander der Revolution fast jede Verbindung mit der Heimat abschnitt.

Im Austauschlager in Dünaburg sind die Heimkehrenden in sauberen, luftigen Räumen untergebracht; sie erhalten soldatenmäßige Verpflegung und kommen von hier auf etwa 3 Wochen in ein Quarantänelager, eine dringende Notwendigkeit, da in Petersburg, Moskau, Witebsk a. Düna und anderen russischen Orten Cholerafälle vorgekommen sind. Aus der Quarantäne kommen die Betreiten zu ihren Ersatztruppenteilen und von hier erst einmal auf Urlaub in die Heimat, der sie die Treue bewahrt haben und der ihre Herzen entgegenschlagen. St.

Kriegsallerlei.

Die eroberte Französin.

„Unsere Bundesgenossen behaupten, daß sie keinen Eroberungskrieg führen ... Ich bin nicht ganz davon überzeugt," so beginnt Clément Vautel eine Betrachtung im „Matin", die trübe Aussichten für die Zukunft der französischen Rasse eröffnet. „Der Bürgermeister von Dijon," schreibt er weiter, „hat soeben an demselben Morgen die Ehe von vier jungen Damen seines Bezirks mit einem Franzosen, einem Italiener, einem Polen und einem Amerikaner feierlich geschlossen. Dieser Rekord wird gewiß schon sehr bald geschlagen werden. Ein anderer Bürgermeister wird am selben Tage Französinnen mit einem Belgier, einem Engländer, einem Japaner, einem Serben, einem Tschecho-Slowaken, einem Australier, einem Algerier und einem Chinesen verheiraten. Und schließlich wird man hören, daß in irgendeinem Bürgermeisteramt zwischen zwanzig Präfekten das entscheidende „Ja" in den zweiundzwanzig Sprachen gehaucht haben, die die Völker des neuen Bundes sprechen. Das wird dann der wirkliche Völkerbund sein —, bei dem Frankreich wieder die Kosten zahlt! Die französischen Schwiegersöhne werden Schwiegersöhne von allen Farben und überall in der Welt haben. Wenn ich dann gar von den Millionen Amerikanern höre, die nach Frankreich kommen sollen, so frage ich mich, ob sie noch einige Herzen leer, einige Betten frei für unsere jungen Poilus lassen werden. Vielleicht könnten in dieser delikaten Angelegenheit doch einige Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden. Während des Krieges haben die Eltern ihre Söhne dahingehen sehen; sollen sie nach dem Kriege sich damit abfinden, ihre Töchter abreisen zu sehen? Die Französin wird so die wahre Trägerin des Bundes zwischen den verschiedenen verbündeten Nationen — seien wir wenigstens zufrieden, wenn der Bund von dem Herrn Bürgermeister oder dem Herrn Pfarrer geweiht wird!"

Vom Bäckergesellen zum Kompagnieführer.

Aus Heidelberg wird dem „B. T." geschrieben: Unter den Opfern der jüngsten Kämpfe wird auch der Leutnant d. L. und Kompagnieführer Hermann Spieß aus Michelfeld im Odenwald genannt. Bäcker von Beruf, hatte er es durch seine Tüchtigkeit vom gemeinen Soldaten zum Offizier gebracht. Bei schwierigen Erkundungen war er stets der erste, der sich meldete, und in über 220 Unternehmungen dieser Art war ihm selten der Erfolg versagt. Bei einem Sturmangriff ist er an der Spitze seiner Kompagnie gefallen.

Nichts ist mehr heilig.

Ein Wahrzeichen des alten Prag ist die Statue des böhmischen Landesheiligen Johann von Nepomuk, die auf der historischen Karlsbrücke steht. Johann wurde bekanntlich als Beichtvater der Königin Johanna auf Befehl des eifersüchtigen Königs Wenzel von der alten „steinernen Brücke" in die Moldau gestürzt. An der Stelle, an der er ertrank, sollen fünf rote Sterne im Wasser aufgetaucht sein. Auf der Karlsbrücke wurde ihm an der gleichen Stelle eine Sandsteinfigur errichtet, die einen Kranz von fünf roten Glas- und Metallsternen als Lampen trägt. Nun ist selbst dieser meistverehrte Heilige von gang Böhmen das Opfer von Langfingern, denen selbst ein Heiliger nicht mehr heilig ist, geworden. Zu nächtlicher Stunde gelang es einem gottlosen Dieb, zwei von den fünf Sternlampen abzuschrauben und unbemerkt zu verschwinden. So mußte es sich der heilige Nepomuk gefallen lassen, daß auch seine Beleuchtung im Krieg rationiert wurde.

Die Kriegsgewinner in Norwegen.

Am Kriege wird überall verdient, auch in Norwegen. Aber wie bei uns, so kommt auch dort der Reichtum sehr ungleichmäßig zur Verteilung. Nach kürzlich veröffentlichten Steuerlisten einzelner Orte ist das Vermögen im allgemeinen jedoch überall beträchtlich gestiegen, am meisten wohl in Haugesund. Hier wurde 1914 ein steuerbares Einkommen von kaum 2 Millionen Kronen festgestellt, im Kriegsjahr 1917 aber ein solches von 52 Millionen. Das steuerbare Gesamtvermögen in dieser einen Stadt stieg in derselben Zeit von 21 auf 96 Millionen! Ein Statistiker hat berechnet, daß die Reeder „nur" um 360 Prozent durch den Krieg reicher geworden sind und daß das gesamte steuerpflichtige Einkommen des Landes während des Krieges um sage und schreibe 1600 Prozent zugenommen hat! Da ist es wohl zu begreifen, daß gewisse Leute auch in Norwegen dem Kriege noch eine recht lange Lebensdauer wünschen.

Fortdauer der großen Durchbruchsschlacht von Arras bis zur Aisne.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 24. August.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht und Boehn:

Der Engländer hat seine Angriffe nach Norden und südöstlich von Arras nach Süden über die Somme hinaus bis Chaulnes ausgedehnt. Die Armeen der Generale von Below und von der Marwitz brachen den Ansturm des an Zahl überlegenen Feindes.

Stärkster Artilleriekampf von Arras bis Chaulnes leitete mit Tagesanbruch die Schlacht ein. Dem beiderseits von Boyelles vorbrechenden Gegner wichen unsere Vortruppen befehlsgemäß auf Croisilles—St. Leger kämpfend aus. Nordwestlich von Bapaume nahmen wir den Kampf in der Linie St. Leger—Achiet le Grand—Miraumont an. Hier brachen die Frühangriffe des Feindes zusammen. Am Nachmittag erneuerter Ansturm gewann Richtung Mory Boden. Preußische Regimenter, aus nordöstlicher Richtung zum Gegenangriff angesetzt, warfen den über Miraumont vorgedrungenen Feind wieder zurück. Die in Richtung Bapaume geführten feindlichen Angriffe drängten unsere Linie auf Behagnies—Pys zurück; hier brachten örtliche Reserven den Feind zum Stehen und schlugen am Abend nach mehrfach wiederholte starke Angriffe ab. Beiderseits von Miraumont zerschellte viermal wiederholter Ansturm vor unseren Linien. Vizewachtmeister Bauermeister der 2. Batterie Reserve-Feldartillerie-Regiments Nr. 21 vernichtete hier mit einem Geschütz allein sechs Panzerwagen des Gegners.

Oestlich von Hamel faßte der Feind auf dem östlichen Ancre-Ufer Fuß. Seine Angriffe aus Albert heraus, brachen östlich der Stadt zusammen. Zur Gewinnung des Anschlusses bei Pys setzten wir unsere Linien von Miraumont bis östlich Albert von der Ancre ab. Südlich der Somme schlugen preußische Truppen, die schon am 9. August den englischen Durchbruch verhinderten, auch gestern die gegen Cappy-Foucaucourt-Bermandovillers gerichteten englischen Angriffe westlich dieser Linie zurück.

Beiderseits der Avre, an der Oise und Ailette kleinere Infanteriegefechte. Zwischen Ailette und Aisne setzte der Franzose seine Angriffe fort. Am Vormittag wurden Teilangriffe abgewiesen. Am Abend brach der Feind nach stärkstem Trommelfeuer zu großem einheitlichem Angriff vor; er ist völlig gescheitert. Im Gegenangriff warfen wir den vorübergehend auf Crecy au Mont, bei Juvigny und Chavigny vorgedrungenen Feind auf seine Ausgangsstellungen zurück. Bereitstellungen und Kolonnen des Gegners wurden in den Schluchten von Bezaponin mit besonderem Erfolge von unseren Schlachtstaffeln angegriffen.

Leutnant Udet errang seinen 59. und 60. Luftsieg. In den letzten Tagen errangen Leutnant Laumann seinen 25. und 26., Vizefeldwebel Dörr seinen 22. und 23., Oberleutnant Auffarth seinen 22., Oberleutnant Greim und Leutnant Büchner ihren 20. Luftsieg.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Kriegshumor.

Wenn man in Focsani (Rumänien) in den „Muz" kriegt und etwa die Absicht hat, seinen Lieben daheim durch Mitbringen irgendwelcher eßbaren Dinge eine besondere Urlaubsfreude zu machen, so braucht man dazu durchaus kein Geld. In Ungarn kommen auf allen Stationen die Händler, große und kleine, an den Zug und bieten Eier, Speck, Wurst an — aber nicht für Geld, sondern für Tabak. Also verfeuft man sich damit möglichst reichlich; immer für ein Paketchen Tabak erhält man vier Eier. So fuhr einer in unserem Abteil mit, der winkte, gerade als der Zug aus der Station fahren wollte, noch schnell einen der Ungarnjungen herbei. Der sprang aufs Trittbrett. „Vier Eier!" — „Gib her — hier hast du Tabak!" — Schöner, goldgelber Tabak war es, der aus dem geöffneten Paketchen quoll. Der Zug rollte davon, und unser Kamerad, das Paket mit den Eiern in der Hand, stimmte ein ganz niederträchtiges Gelächter an. „Billige Eier! Wißt ihr, was in dem Paket war — unter der obersten Tabakschicht? Heu!" — Es mochte aber keiner mitlachen, denn es ist nicht kameradschaftlich, denen, die später kommen, das Geschäft zu verderben. Der findige Mann ging daran, seine vier billigen Eier in die „Freßkiste" zu verstauen. Wickelte das Paket auf — sagte gar nichts — nein, wirklich: kein Wort: Wir aber lachten alle, und nicht schlecht. In dem Paket waren vier Kartoffeln. (Simplicissimus.)

Standesunterschied. An einem Sonntag stand in der Zeitung folgende Anzeige:

Emma Fleck — Hugo Paffte
Modistin — Magistratsbeamter
erlauben sich, ihre Verlobung ergebenst mitzuteilen.

Drei Wochen später standen an derselben Stelle zwei Anzeigen folgenden Wortlautes:

Meine Verlobung mit der Schneiderin Emma Fleck erkläre ich hiermit für aufgehoben.
Hugo Paffte
Magistratsbeamter.

Die Verlobung mit dem Straßenkehrer Hugo Paffte erkläre ich meinerseits für aufgehoben.
Emma Fleck
Modistin.
(Ulk.)

Charaktermenschen. Benizelos: „Seine Ueberzeugung ist das Kostbarste, was der Mensch besitzt." — Kerenski: „Ganz richtig; und deswegen wollen wir sie auch so teuer wie möglich verkaufen."
(Meggendorfer Blätter.)

Irrtum. Ein Polizist trifft des Morgens um 3 Uhr auf einen Schwarm singender Studenten. Er mahnt: „Die Herren müssen aber nicht singen, wenn sie nach Hause gehen!" Einer von den Studenten: „Aber wir gehen ja noch gar nicht nach Hause!"

Die Auskunftei Boyrich & Greve, Halle a. S. Gr. Steinstr. 31, I, Tel. 2144 erteilt Auskünfte über Vermögens-, Mitgifts-, Familien- und Privat-Verhältnisse auf alle Plätze. Beobachtungen u. Ermittlungen aller Art, streng diskret.

Aufruf!

Deutsche Männer, deutsche Frauen, erinnert Euch!

Deutschland wuchs — und dehnte und dehnte und reckte sich. Da zog der deutsche Pionier hinaus — nach den deutschen Kolonien. Und baute emsig Stein um Stein. Ging unbekümmert vorwärts seinen Weg, ob ihm die Tropensonne stach, der Dornbusch seinen Rock zerfetzte.

Stolz war das Werk — mit Blut und Schweiss gedüngt. Die deutschen Kolonien, sie gaben dem Mutterlande tausendfachen Dank zurück — sie gaben ihm Rohstoffe mannigfacher Art. Und wagte je der Eingeborenen Unbotmässigkeit am stolzen Bau zu rütteln, so war die Schutztruppe der Kolonien Schirm und Hort.

Da brach der Werwolf in die deutschen Schutzgebiete! Englands weisse und farbige Hilfsvölker rissen nieder, was deutscher Fleiss in glücklichen Friedensjahren mühsam aufgebaut hatte. Gegen eine Welt von Feinden — ohne Verbindung mit der Heimat — musste sich das Geschick unserer Kolonien erfüllen.

Erinnert Euch derer, die — für Deutschlands Ehre — einen aussichtslosen Kampf bis zum bitteren Ende kämpften! Die auf den fernen Inseln der Südsee, im Sonnenbrand Afrikas ungebrochen des Reiches Flagge hochhielten! Die — wie Lettows Heldenschar — unter unsäglichen Mühsalen und Entbehrungen, von jeder Zufuhr abgeschnitten, einen Heldenkampf führten, wie er ohnegleichen ist in der Weltgeschichte.

An der Feinde Uebermacht barst unserer Schutztruppen trotzige Wehr; als der stolze Bau stürzte, da begrub er unter seinen Trümmern zahllose deutsche Brüder. Zerstört liegen blühende Pflanzungen, reiche Farmen, der Stolz unserer Landsleute, die Früchte ihrer Arbeit.

Denkt daran, Deutsche! Unsere Kolonien müssen wir wieder haben, wollen wir nicht zum Engländer um Rohstoffe betteln gehen, wollen wir nicht deutsches Land mit deutschem Blut getränkt, in Feindeshand belassen. Und denkt daran, daß ihnen allen, die drüben als deutsche Helden zusammenstanden, bis zum letzten Mann — vorn am Feind und hinter der Front — des ganzen deutschen Volkes Dank gebührt.

Ihre Not zu lindern, die Wunden zu heilen, die ihnen der Krieg an Leib und Leben, an Hab und Gut geschlagen, sei der deutschen Heimat Ehrenpflicht!

Treue um Treue — gebt ihnen, wie sie Euch gaben!

Tragt Euer Scherflein bei für die Kolonialkriegerspende!

Spendet reichlich!

Der Ertrag dieser Spende dient zur Verwendung für alle schwer Geschädigten in den Kolonien.

Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen.

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.

Dr. Graf v. Hertling, Reichskanzler.

v. Capelle, Staatssekretär des Reichs-Marineamtes.

Dr. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamtes.

Ludendorff, Erster Generalquartiermeister, General der Infanterie.

v. Stein, Kriegsminister, General der Artillerie.

v. Koester, Grossadmiral

v. Linsingen, Generaloberst, Oberbefehlshaber in den Marken.

Der Ortsausschuss:

Vorsitzender: Stadtrat und Konsul **Engelcke.** Deutscher Frauen-Verein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Abt. Halle: Frau Bankier **Ida Steckner.** Flottenbund deutscher Frauen: Frau Generaldirektor **Roediger.** Vaterländischer Frauenverein, Zweigverein Halle: Frau **Dr. Krause-Dehne.** Deutscher Flotten-Verein, Ortsgruppe Halle: Kgl. Baurat **Goesslinghoff.** Deutscher Wehr-Verein, Ortsgruppe Halle: Direktor **E. Uhlmann.** Hallischer Kolonialverein: Geh. Sanitätsrat **Dr. Ulrichs.** Hallischer Verein für ärztliche Mission: Geheimrat Prof. **Dr. Haussleiter.** Kriegerverband des Saal- und Stadtkreises Halle: Oberstleutnant a. D. **Rauchfuss.** Krieger-Verein ehemaliger Angehöriger der Schutztruppe Halle und Umgebung: Magistratsbeamter **Ackermann.** Kriegsbeschädigten-Fürsorge: Professor **Dr. Wolff.** Marine-Verein zu Halle: Kaufmann **Alwin Rienecker.** Mobilmachungsausschuss vom Roten Kreuz: Kgl. Landrat **v. Krosigk.** Verein für das Deutschtum im Auslande, Ortsgruppe Halle: Geheimrat Prof. **Dr. Voretzsch.** Altdeutscher Verband: Professor **Dr. Herzberg.** Koloniel-Akademie zu Halle: Geheimrat Professor **Dr. Wohlmann.** Bankdirektor **Hoppe.** Stadtbaurat **Jost.** Geheimrat **Dr. Lehmann.** Grosskaufmann **Leo Lewin.** Geheimrat Prof. **Dr. Lindner.** Prof. **Dr. Regel.** Oberbürgermeister **Dr. Rive.** Direktor des Stadttheaters **Sachse.** Geheimrat **Dr. Emil Steckner.** Superintendent **Dr. Wächtler.** **Dr. Herbst.**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191808256/fragment/page=0004